

Am Hofe des Sultans.

In einem fernen in Paris erscheinenden Werke „Le mal d'Orient“ (die orientalische Krankheit) von Resnais bey, einem naturalistischen Orientalen und Kenner des Orients verfaßten Bude findet sich eine Schilderung vom Hofstaat des Sultans, der neben Bekanntem manches interessante Neue enthält.

Der Sultanspalast bildet einen privilegierten Staat für sich und an dessen Spitze steht wie mächtig bekannt, der schwarze Groß-Gumuch mit dem Rang eines Reichthums und mit einem unerschöpflichen Kredit. Die erste Person nach dem Sultan, untersteht er keiner anderen Obhut, und braucht sich nicht die geringste Beschränkung aufzuerlegen, wenn er gerade Lust hat, einen Minister zu übergeben. Seiner Beispiele folgend, stellen sich auch die übrigen Hofbeamten über die Regierung, und es macht ihnen Spaß, versehen sie und da ein Schnippen zu schlagen und sie in ewiger Knechtschaft und Abhängigkeit zu erhalten. Die meisten dieser Drohnen des Staatshaushalts verbringen ihr Leben im größtlichen Müßiggang. Alle haben sie Knechte, von denen sie sich oder niemals in Anspruch nehmen lassen. Die Zahl solcher Diener, die sich ihrerseits je mit einem Dutzend Unterdienern umgeben, im Palaste des Großherrn erhalten, beträgt im Palaste des Großherrn ihre Nationen, und Ministros sieht man ganze Bataillone von Köchen besitzen, die auf ihren köstlichen röstigen Matten, beladen mit gedeckten Kaffeetischen: das ist das Diner der Hoflinge. Mit den Hofleuten, die da täglich geschlacht werden, kenne man eine ganze Armee von Provinzialen. Dabei hat jeder dieser Diners irgend einen Bedienten, einen Knecht oder den Freund eines Bettlers: für den er sich zeitlich zu verwenden hat. Der Großherr, dessen Freigebigkeit keine Grenze kennt, giebt immer: Niemand ein Hans, Niemand ein Gut, dem Dritten eine mit Diamanten besetzte Tabatiere, dem Vierten ein Geschoßent zum Hochzeitsstag oder anlässlich der Geburt eines Kindes. Die neuernannten Minister erhalten je ein Palais, eine Villa, abgesehen von den Prunkhäusern, Gärten, Brunnen und sonstigen Genüssen ohne Zahl. Selbstverständlich verschlingt all das Millionenmanne, die in vorhin nicht veranschlagt werden können. Offiziell begnügt sich der Sultan wohl mit einer Ewigkeit, die ein Viertelhundert Millionen Francs kann übersteigt, dazu kommen aber die unermesslichen Kronerlöse, welche zwölftausend Bedienten umfließen und deren Auszahlung eigentlich Niemand kennt. Deren Pachtzahl beträgt jährlich circa 22 Millionen Francs. Uebrigens giebt es allerlei außerordentliche Einnahmen und abgesehen davon, daß er trotz der Fanzinal-Reform) Gesetz alle Staats-einkünfte in Bechtung nehmen kann, besteht der Hof von jeder finanziellen Transaktion seinen selbstverpflichtenden, zum Teil von fremden Regierungen vorgeschobenen Pachtzahl, so daß man, ohne in geringsten zu übertrieben, annehmen kann, der Hofstaat des Pachtzahl koste jährlich an 60 Millionen Francs.

Dazu kommt die Banalste des Pachtzahl. Das Bauen, das war von jeder aller Pachtzahl Luft. Der Ansäuer bleibt verblüfft vor diesen angebreiteten Monumentaltalaren stehen, die insgesamt nur dazu da zu sein scheinen, um von einer Anzahl von Müßiggängern bewacht zu werden. Einer augenblicklichen Paune hatten sie ihre Entstehung zu verdanken; eine augenblickliche Paune und sie sind verfallen. Vängs des Hosporijs breiten sich diese Rüste aus, und wohin man in die Umgebung der Hauptstadt gelangt, überall erheben sich feierliche Festenstufen, die noch niemals benutzt waren und wahrscheinlich niemals benutzt sein werden, weil sich jeder Sultan seine Residenz selber baut. In jeder Stadt des Reichs giebt es feierliche Rüste, die keinen anderen Zweck haben, als zu verfallen. Und für diese Bauten mußten Marmorbrüche ausgebeutet, kostbare Holzgefäße, venezianische Lustres, römische und florentinische Mosaikarbeiten in ganzen Schiffsladungen herbeigekauft werden. Für die Unsummen, die da vergeudet wurden, hätten in dem ganzen Lande Straßen gebaut, Stimpfe ausgetrocknet, Kanäle gegraben und die menschliche Kultur um eine beträchtliche Spanne Landes fortgeschritten werden können.

Die Welt des Palastes ist von einer steten Sorge beherrscht; jeder denkt an nichts anderes, als seinen Platz zu behaupten, indem er Beweise seines Eifers und seiner Mächtigkeit bietet. Jeder sucht das Vertrauen des Herrn zu gewinnen und jeder sucht ihn in der größten Unruhe hinsichtlich seiner Sicherheit zu erhalten. Sie geben sich den Ansehen, als können sie an nichts anderes, als um den Schutz des Pachtzahl und errichten so eine unübersteigbare Schranke zwischen diesem und dem Volke. Diese Hoflinge müssen ihre ganze Einbildungskraft zusammennehmen, um dem armen Sultan immer neue Gegenstände der Beunruhigung vor die Augen zu bringen und sein Mißtrauen mit allerlei erdichteten Aktenstücken zu nähren.

Seit mehreren Jahren wagt es der Sultan nicht mehr, Jildis-Rüst zu verlassen. Nicht nur, daß er noch keine einzige Stadt seines Reichs besucht hat, er wagt sich nicht einmal nach Stambul und er wagt sich nicht auf den Hosporijs. Denn er wähnt schließlich, daß ihn überall Hin- und hergehale werden, und allerwegen drohen die Plänen in die Luft zu steigen. Das Religionsgesetz verpflichtet ihn, an jedem Freitag in einer Moschee seine Gebete zu verrichten, und ehedem wurde der Sultank in Stambul stets mit großer Feierlichkeit begangen. Seit Abdul Samid auf dem Thronen sitzt, findet diese Ceremonie in einer dem Palaste nächstgelegenen Moschee statt und der Weg dahin wird von einem doppelten Militär-Spazier eingefäumt. Weder in dem Hofe, noch längs der Häuser wird ein einziger Neugieriger geduldet. Und um die persönliche Sicherheit des Großherrn zu einer vollständigen zu machen, wird nun an Jildis-Rüst selbst eine neue Moschee angebaut, so daß Sa. Majestät seine Residenz auch zu religiösen Zwecken nicht mehr zu verlassen braucht. Jildis-Rüst ist aber auch nicht eine ganz veritable Festung. Ganze Brigaden von Spionen durchziehen die Stadt, bringen in die öffentlichen Orte und schleichen sich in das Innere der Familien; nicht alle sind in dieser Eigenschaft gefasst, doch zeigt man sich viele in Bierhäusern und Restaurants. Man weiß sich aber überall von diesen Spähern des Palastes umgeben und deshalb beschäftigt sich die öffentliche Konversation stets mit den unbedeutendsten und banalsten Gegenständen. Seine freie Meinung wagt Niemand mitzuteilen. Die Furcht vor Komplotten hat die sonderbarsten Vorsichtsmaßregeln zur Folge. So wurde die Einfuhr von explosiven und entzündlichen Stoffen unteragt. Ingenieure erhalten nicht die Erlaubnis, Dynamit für technische Zwecke zu benutzen: Weingärtner erhalten keinen Schwefelsäurestoff, um sich gegen die Phylloxera zu schützen. Das Militär erhält keine scharfen Patronen, und darf sich selbst im Scheitern nicht üben, Feuerwerke werden meistens verbotenen, und die Verträge mit elektrischem Licht wurden rasch abbestellt. Von der Einföhrung des Telefons ist keine Rede mehr. Es ist im Verlaufe der Jahre noch nicht möglich gewesen, die Genehmigung für die telegraphische Verbindung des Turmes von Galata, wo sich die Feuerwache befindet, mit der Feuerwehrtürme zu verlangen. Wenn daher eine Feuersbrunst ausbricht, muß noch immer der traditionelle rothgekleidete Barfüßler mit einer Kupferpfeife bewehrt, die Straßen durchziehen, um Bellen und Feuerwehrtürme von dem Falle zu verständigen. Die größte Kuriosität ist aber, daß derlei Furcht vor Komplotten auch die — Lokalpost zum Opfer fiel. Es hatten sich einige Thunischgute den schlechten Spaß gemacht, Sr. Majestät und dem Großherrn unhöfliche Briefe zu schreiben, und um die Lokalpost war es gekommen. Aber hängen denn auch die Briefkasten mit dem Halbmond an den Mauern, und die neuen Briefmarkten scheinen nur für die Philatelisten fabrikt worden zu sein. So ist es denn im ganzen Umkreise von Konstantinopel unmöglich, die Post für seine Korrespondenz zu benutzen. Aber seinem Freunde etwas mitzuteilen hat, oder wer sich mit Je manchen in Geschäften in Verbindung setzen will, muß seinen Diener mit der Postzahl betrauen oder wenn er keinen Diener hat, ein Pferd mieten und einen halben Tag verlieren mit einer Ungelegenheit, die sonst in zwei Minuten erledigt wäre. Wie da Handel und Gewerbe rasch aufblühen müssen!

Kein Volk der Welt ist so ergeben, so geduldig, so ehrsüchtig wie das türkische; der Großherr brauchte nur zu winkeln und Millionen erständen, um ihn zu schätzen. Und doch ist es dieses Volk, dem sein künstlich genährtes Mißtrauen gilt, und seine gefährlichsten Feinde sind es, in deren Mitte er seine Sicherheit sucht. Jeden Augenblick fürchtet er, man wolle ihn vergiften; seine Wahlsheiten werden stets von Chemikern untersucht, und um sich die Treue seiner Wächter zu sichern, wagt er es nicht, ihnen irgend einen Wunsch zu verlegen. Er überhäuft sämtliche mit Wohlthaten, um ihrer Dankbarkeit gewiß zu sein. Das ist die traurige Epizentz eines Herrschers, der sich für den mächtigsten Souverän der Erde hält. Um da Wandel zu schaffen, bedürfte es eines rechtschaffenen und brutalen Colbert, der die Drohnen vertriebe und die heute vergeudeteten Summen einer nützlichen Verwendung zuföhre. Unglücklicherweise sind die Colberts heutzutage auch in Europa nicht mehr anzufinden. Im Orient würden sie einfach vergiftet werden.

Komponistenhonorare einst und jetzt.

(Aus Ludwig v. Herbed's Feuilleton „Komponistenhonorare einst und jetzt“. Deutsche Rundschau. Septemberheft.)

Es dürfte schwerlich je gelingen, das Mißverhältnis, in welchem die materielle Entlohnung geistig Produzierender zu dem wahren Werthe ihrer Schöpfungen häufig noch steht, gänzlich zu beseitigen. Eine liberale Operette wird in der Regel hunderte, ja tausendfach besser bezahlt als eine gute Symphonie, nach einem flachen, pilant geschriebenen Romane halben viele Verleger förmlich, während sie Anträge von Verfassern gezeigener wissenschaftlicher Schriften meist mit bedauerlichem Achselzucken erwidern. Doch es würde von wenig Einflus und Sachkenntnis zeugen, wollte man die Thatfache nicht erkennen, daß die materielle Lage der Künstler und Gelehrten in den letzten Jahrzehnten sich in erfreulicher Weise geändert hat, mit anderen Worten, daß der Hofn für geistiges Schaffen heute ausgiebiger, entsprechender ist, als vor 80 bis 90 Jahren. Dem Leser nun die trafen Unterrieche, welche in dieser Beziehung auf dem Gebiete musikalischen Schaffens zwischen einst und jetzt bestehen, zeich deutlich vor Augen zu führen, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Mozart erfuhr während der kurzen Zeit seines Erdenwallens oft genug, was es heißt, mit den Vitternissen des Lebens zu kämpfen. Die Entlohnung, welche ihm für seine Meisterwerke in flingender Münze zu Theil ward, nimmt sich geradezu erbärmlich aus. Für die Einführung aus dem Serrail" erhielt er vom Wiener Hoftheater ein Honorar von 100 Dukaten. Das schien ihm selbst, der wahrlich nicht unbedeutend war, zu wenig. „Denn ich werde“, schreibt Mozart damals, „eine Oper schreiben, aber nicht um mit 100 Dukaten zu sehen, wie das Theater in vierzehn Tagen dadurch viermal so viel gewinnt, sondern auf eigene Kosten aufzuführen. ...“ Er ließ es jedoch beim Plan bewenden und weder für „Haar's Hochzeit“, noch vermuthlich auch für „Così fan tutte“ erhielt er mehr als 100 Dukaten, für „Don Juan“, welcher die erste Aufführung in Prag erlebte, gar nur 225 Gulden! Diese Honorare galten ein für allemal, und außer dem Betrag einer Benefiz-Vorstellung erhielt Mozart von den betreffenden Bühnenverwaltungen keinen Kreuzer mehr. War aber eine Oper einmal aufgeführt, dann galt sie für vogelfrei, denn von einem Rechte geistiger Urhebererschaft ließ man sich in den guten alten Zeiten nichts träumen. Wie der gewissenhafte Sohn in seiner Mozart-Biographie vermuthet, dürfte Mozart für eine Oper schwerlich jemals von mehr denn einer Bühne honorirt worden sein. Viel schlechter noch stand es um die Honorirung der Concertmufik. Bei letzteren Mozart's erschienen nur die wenigsten seiner Drcksticker- und Klavierkompositionen im Stich, die meisten derselben wurden durch Abschriften bekannt. Der Kaufpreis solcher Abschriften war äußerst gering und dürfte die Höhe des von ihm selbst bezahlten Kopistenlohnes kaum überschritten haben. Die Abschrift eines Klavier-Concertes, überhört kopirt und von ihm selbst überlesen“, kost er um 4 Dukaten an, 1788 verlangte er für drei Concerten ebenfalls 4 Dukaten. Fölle, daß Mozart für Concertmufik, die auf Bestellung komponirt worden war, bedeutende Honorare erhielt, sind selten, und so muß aus alledem der Schluss gezogen werden, daß Mozart nicht hätte leben können, wenn er nicht eine kleine Anstellung als Hofmufiker gehabt, sich nicht mit Unterrichtsgeben besaß und Concertreisen unternahm, welche letztere ihm noch das meiste Geld eintrugen.

Wiel schlechter als um Mozart stand es um Franz Schubert. Die Vortheile, welche Erlerer als dramatischer Komponist noch genoß, fielen bei letzterem völlig weg. Obwohl seine reizende, seine Spieloper „Der häusliche Krieg“ heute beinahe auf allen besseren Bühnen, ja selbst auf französischen und englischen Opernbühnen heimisch ist, wäre es zu bezweifeln, daß Schubert's wohl Niemandem eingefallen, ihn als dramatischen Komponisten ernt zu nehmen. Von bedeutenderen Honorirungen seiner Bühnenmufiken ist denn auch nichts auf die Nachwelt gekommen, und die Entlohnungen, welche er für seine Symphonien und Lieder erhielt, reichten kaum hin, das zum Leben Nöthige zu schaffen. Zwischen fahlen Wänden, auf einem wurmfrichtigen Pulte schau der Meister seine unferlichen Klänge und — horribile dicta — er mußte oft rasch ein Lied schreiben, um sich ein paar Kreuzer auf Brot beim Verleger holen zu können. Das war nun bei Beethoven anders. Ihm ward ein höheres Alter beigemessen als Schubert, und die Witwelt hatte also Zeit, sich über den Werth seiner Schöpfungen klar zu werden. Besonders glänzende Honorare sind übrigens auch bei Beethoven eine Seltenheit. Hätten nicht mehrere Kavaliere ihm einen Jahresgehalt von 4000 Gulden ausgeworfen, der sich in Folge des österreichischen Staatsbankrotts 1811 allerdings bedeutend verringert, er würde gewiß oft gebarbt haben.

In einem behaglichen Wohlstande konnte C. M. v. Weber in der Gnade seiner Reife leben. Seine quite pekuniäre Lage hatte er freilich meist seiner musikalischen Thätigkeit am Dresdener Hoftheater zu verdanken. Die Honorare für viele seiner heute noch die Herzen eines Volkes von 50 Millionen erlabenden Schöpfungen nehmen sich jetzt, wo oft mittelmäßige Komponisten Schätze anhäufen, geradezu lächerlich gering aus. Für „Freischütz“, dieses kostbare Vermächtniß eines heglückenden Genies, erhielt Weber von der Berliner Hofbühne ein Honorar von 80 Friedrichsd'or, wovon jedoch die Kosten des Textes zu zahlen waren, so daß für ihn nicht mehr als 388 Thaler abfielen. Gelegentlich der fünfzigsten Aufführung dieser Oper, welche bis dahin 30,000 Thaler eingebracht hatte, fand sich die Intendant veranlaßt, dem Komponisten ein Honorar von 100, sage hundert Thalern zu widmen, welches Gehalt Weber natürlich ablehnte. In dem at den Grafen Brikli gerichteten Briefe, in welchem sich Weber's Stolz und Befcheidenheit gleich annehmend äußern, so heißt es unter Anderem: „Ich bin ein Deutscher, was ist zu erwarten.“ Im Vergleiche zu dieser elenden Schöpfungs eines Talentes muß die Honorirung des „Freischütz“-Klavierauszuges durch den Verleger Schlesinger mit 270 Thalern sehr bedeutend genannt werden. Für die „Curantze“ erhielt er vom Berliner Hoftheater 800 Thaler (Spontini wurde für jede Oper mit 1050 Thälern honorirt), von der Wiener Oper ungelührt 1300 Thaler. Glänzend im Verhältnisse zu den armeneligen Honoraren der deutschen Bühnen nimmt sich das Honorar, welches Weber für „Deron“ vom Verleger Remble in London erhielt, aus. Es betrug 500 Pfund Sterling, wozu die größte Summe, welche Weber je für eines seiner Werke erhalten hat. Da außerdem seine persönliche Direction

